

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Artikel: Der Schlosser Uli [Schluss]
Autor: Amstutz, Ulrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574992>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Schlosser Uli.

Novelle von Ulrich Amstutz, Bern.

(Schluß).

Nachdruck verboten.

Als der Schlosser Uli an einem regnerischen Herbstsonntag wieder zu einem Dreier in den Sternen ging, hingen sofort die Blicke der Gastleute wie festgenäht an ihm. Zwar kam der Wirt wie früher und streckte die Hand über den Tisch: „Grüß Gott, Schlosser Uli, habe schon geglaubt, du seiest gestorben oder unser Wein sei dir zu sauer geworden!“ Das sollte versöhnend klingen, aber sein Lächeln half ihm nur schlecht über die Verlegenheit hinweg. An einem Nachbarstisch glaubten einige Jahbrüder das Kartenspiel mit stichelnden Reden würzen zu müssen: „Ja, ja, Sternwirt, wenn du auch so ein halbheiliges Muttergottesbild als Kellnerin anstelltest, könntest deine Gastig auch vermehren! Aber eben, dir altem Bernergründ kommt nie etwas im Traum in den Sinn!“ Lachende Blicke fuhr zu Schlosser Uli hinüber, der scheinbar ruhig und taub sein Weinglas in den groben Händen drehte und finster in den Tabaknebel stierte.

Eine halbe Stunde später rief der Schmied Uhler zwischen dem Kartenmischeln herausfordernd aus der Ofenecke: „Se, Schlosser Uli, was macht dein Italienermensch? Es wird wohl nichts mehr von dir wissen wollen, daß du hier Trübsal blasen kommst!“

Der Angeredete strich sich mit der Hand über die Stirne. Ihm war nämlich plötzlich, als sei im Gehirntasten eine Windung geplatzt. Und wirklich, auf einmal hatte die innere Gereiztheit alle Fesseln gesprengt und ließ ihn alles Gleichgewicht verlieren. Noch ehe das breitstallende Gelächter die Höhe des Ausbruches erreicht, hatte der Schlosser Uli das Dreierstischlein vom Tisch gerissen und mit ihm zugeschlagen. Sofort jammerte der Schmied Uhler, einst des Schlossers bester Freund und Walzkamerad, neben seinem Stuhl am Boden. Er blutete aus einer breiten Kopfwunde und wettete und fluchte, als wollte er den Schlosser Uli auf der Stelle töten; dieser aber wurde von einem ganzen Knäuel derber Männerfäuste aus der Gaststube an die Luft geworfen.

Von Scham und Reue gepetit und von der Wut über seinen ungebändigten Jähzorn ganz zerknirscht, ging Schlosser Uli heim. Zwei Stunden später schrieb er einen Brief an Nina. Er schrieb ihr, daß er nun nie mehr in ihres Onkels Barackenwirtschaft kommen werde. Nicht seinetwegen, aber ihretwegen müsse er es tun. Denn man könne den Leuten die Mäuler nicht verbinden; das habe er erst heute nachmittag

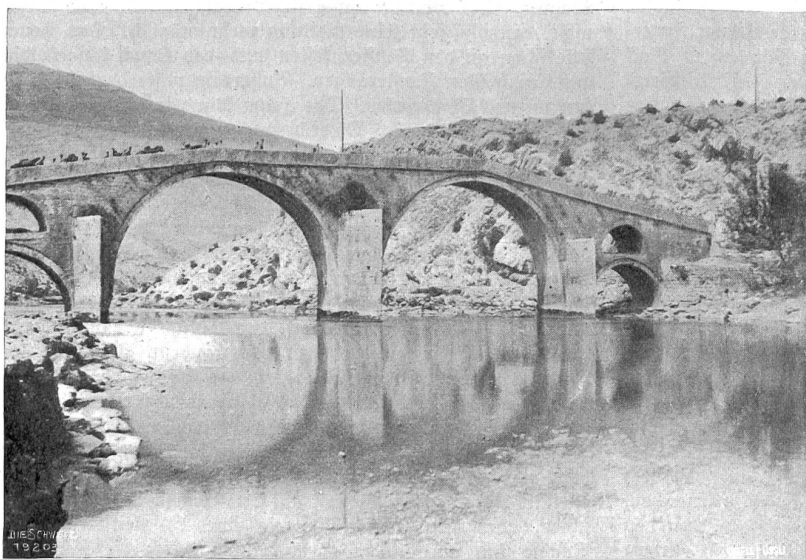


Wallerrad in der Herzogovina.

erfahren müssen. Und wenn es darauf ankomme, triefen sie von Gift und stänken wie die Pestilenz. Wenn sie jetzt den Wunsch, zu ihren Eltern nach Amerika zu gehen, noch nicht aus dem Herzen gerissen, so wolle er ihr gerne das Reisegeld dazu schenken. Und wenn nicht, nun, das große Haus sei jetzt sozulagen fertig, und sie würde doch wohl mit ihrem Volk weiterziehen wollen. Hier in der fremden Stadt würde sie auch bei ihm zeitlebens eine Fremde geblieben sein. Um aber mit ihr zu ziehen, fühle er sich doch zu alt. Sie solle nur bedenken, daß seine Jahre fast drei Mal ihre Zahl aufwiegen, und ein so junges Leben an sich zu fetten erschiene ihm jetzt wie ein Verbrechen. Er käme sich wie ein Dieb, ja, wie ein Mörder an ihrer Jugend vor. Denn Jugend gehöre nun einmal zu Jugend, das habe der liebe Herrgott so eingerichtet. Und um das Gespött der Leute zu ertragen, fühle er sich auch nicht stark, eben nicht jung genug. Er danke ihr für das Liebesein, und sie solle ihm auch nicht zürnen; aber es müsse einmal klar zwischen ihnen werden...

Es wurde ein langer Brief, den der Schlosser Uli mit schwerer Hand geschrieben. Weiß Gott, er war ihm nicht leicht geworden. Aber wie das beschriebene Papier vor ihm auf der Tischplatte lag, war es ihm doch, als fiele langsam ein ungeheurer Druck von seiner Seele. Wie wenn er aus ungeheuerlichen Träumen erwachte, durchrieselte ihn ein Schauergefühl, wie wenn er sich halb erschöpft an den wirren Kopf griffe und erlösend aufseufzte: „Gottseidant, es ist nichts, nichts; es waren nur wüste Träume!“

Auch wegen Nina machte er sich jetzt keine verschrobenen Gedanken. Sie war jung, schön und begehrt. Sie würde des Briefes wegen nicht aus dem Häuschen fahren, sondern ihn verwinden und



Türkenbrücke bei Trebinje (Herzogovina).

am Ende dieses Ausgangs froh werden. Sie war doch so klug und vernünftig!

Aber die dummen Leute? Wie sollte er sich bei denen wieder in den rechten Sattel setzen? Er wußte wohl: einen verfahrenen Karren ins Geleise zu bringen, war immer eine Heidenarbeit!

Mit einer heimlichen Beklommenheit im Herzen stieg Schloffer Uli den abschüssigen, von uralten Ahornbäumen bestandenen Weg zum Fluße hinunter: „Ein kleiner Rehr mit neuer Luft wird mich erfrischen!“ dachte er. Sein Schritt rauschte im gefallenem Laub. Er ging im Schatten. Aber drüben, am jenseitigen, steil ansteigenden Ufer der Aare, am Sonnenberg, wie die Halde im Volksmund heißt, umgluteten die letzten Sonnenstrahlen Matten und Bäume. Das Land lag in Gold gebettet. Der Abendhimmel war wolkenlos und schien von hellvioletter Seide überspannt — ein herrlicher, ein prächtiger Abend!

„An diesen tausend und abertausend verschiedenen Goldfarben, die am Horizont herumschwimmen, würde sich jetzt wieder Nina wie ein Kind freuen!“ fuhr es ihm in den Sinn. „Obwohl gewisse Leute aus übertriebenem Abendrot etwas Ungutes zusammenreimen wollen!“

Schloffer Uli kam zu spielenden Kindern am Fluß. „Was macht ihr denn da?“ redete er sie an. „Der Brunner-Robi will mir das Schiff nicht machen!“ jammerte ein Barfußknirps von höchstens vier Jahren und streckte ihm ein windschiefes Brettlein entgegen. „Was man verspricht, muß man halten!“ rügte Schloffer Uli den Angefchuldigten.

Er setzte sich aber selber ins wasserdunsteuchte Gras und begann sofort mit dem Sackmesser zu schnitzen und zu hobeln. Er konstruierte Masten in Brettlein und versah jedes Schiffelein mit Steuer und Segel. Und als er endlich aufbrach und die Kinder heimstießte, schnellten schon die Lichter der trüben Gaslaternen im Altenberg auf. Vorher trieb er wie ein Riesenhirte die kleine Herde zusammen, und sie mußten ihm ein Lied singen. „Auf em Bärli bin i glässe, Ha de Bögeli zugefchaut ...“ klangen die dünnen Stimmlein über das Wasser. Und als Schloffer Uli dem ausklingenden Sang noch einige Sekunden verträumt nachgelauscht, gab er jedem einen Fünfräppler als Extrabelohnung.

„Bin froh, wenn dieser Tag vorüber ist,“ seufzte Schloffer Uli im Heimgehen. „Er ist mir verflammt in die Glieder gefahren. Die Zwanzig sind mir doch schon ab dem Buckel gerutscht; ich merke es. Aber so ein liebes, helles, ungewaschenes Plappermaul nähme ich immerhin in meine ausgeräumte Stube; das hat uns einfach gefehlt! Und gefühlt habe ich es erst so recht vorhin bei den Strubelköpfen!“

In der Nacht weckte ihn das Wimmern der Berner Feuerkloße. Ein unheimliches Lufterschüttern! Mit einem Ruck sprang Schloffer Uli aus dem Bett und ans Fenster. Herrgott und Vaterland, wie sah der Himmel aus: eine mächtige Eisenplatte, rotglühend im Feuer und braunrot nach dem tiefen Dunkel laufend! Der Brand mußte ganz nahe sein, denn die Pappeln am Waisenhaus waren wie mit feuergoldenen Linien eingefast; glühende Funken stoben, kleinen Raketen gleich, dem Himmel zu und prasselten wie Goldregen auf den Waisenhausplatz nieder.

Schloffer Uli packte plötzlich eine unsägliche Angst. „Es wird doch nicht ...“ brummelte er und stieg halb angekleidet unter das Dach. Durch eine Luke sah er direkt in das Feuer. Aus dem alten „Kreuz“ an der Zeughausgasse leckten die zittrigen Flammen in mächtigen Zungen zum Himmel. Die Stimmen der geängstigten Nachbarschaft stiegen bis zu ihm hinauf und mit ihnen die Kommandorufe der Feuerwehrleute. Wie verzaubert blickte Schloffer Uli einige Minuten in das Feuerlecken und den Funkenwirbel, die Stirne an das Blech der Dachluke gelegt. Alles Denken schien aus ihm gewichen, und doch lag wiederum eine grüblerische Falte zwischen den Augen. Er schien etwas zu suchen. Plötzlich lief ein Zittern

wellig durch seinen mächtigen Körper; ein Entschluß schien in ihm gereift. Mit einem Ruck trat er vom Auszug weg.

Einige Minuten später stand er auf der Gasse und blickte nach der erleuchteten Barackenwirtschaft hin, wo er Nina an der Arbeit wußte. Eine marternde Sehnsucht überkam ihn, schnell zu ihr zu eilen und sie vor allen den dürstenden und hungrigen Augen an seine Brust zu reißen. Aber er bezwang sich und sprang in langen Sähen der Brandstätte zu. Gut die Hälfte der Stadtbevölkerung machte schon den Waisenhausplatz lebendig. Bis hinauf zum Bärenplatz standen dunkle Menschenmassen in müßigem Geschwäh, den grandiosen Feuerzauber begaffend. Arbeiter und Feuerwehrleute mit Schwielenfäusten und handschuhgewohntes Herrenvolk aber war beschäftigt, so viel Hausrat als möglich den wahnfinnigen Flammen zu entreißen. Im Stöcklein nebenan, zwischen dessen Dachziegeln auch schon die Flammen züngelten, lehnten drei hohe Leitern zur Rettung der vom Feuer überraschten Schläfer. Zum Teil nur mit dem Hemd bekleidet, glitten die zu Tode erschrockenen Gestalten auf die Gasse, wurden von mitleidigen Menschen eingemummelt und weiter hinunter nach der französischen Kirche geführt: Männer, Frauen und Kinder funterbunt durcheinander gewürfelt.

Plötzlich drängte ein Knabe halb im Hemd, halb in eine Wolldecke eingewickelt, an den Schutzmanschaften vorbei, zurück zu seinem brennenden Heim. „Mein Mütetti!“ schrie er nöcklich aus halb wahnfinniger Angst heraus so laut, daß ein lähmender Schrecken in alle Glieder fuhr und viele Lippen den ängstlichen Ruf mechanisch wiederholten. „Die Mutter ist noch drinnen!“ schrie er zum zweiten Mal, schaute mit hilflosem, flehendem Blick auf die Umstehenden und stürzte auf eine der Leitern, die am brennenden Hause standen.

In diesem Augenblick traf der Schloffer Uli auf dem Brandplatz ein; er kam gerade noch recht, um den gequälten Hilfeschrei des Angst gewordenen Knaben aufzufangen. Zwei Sekunden bloß überlegte er: Wenn du dem Knaben die Mutter wiedergibst, so stehst du für alle Zeiten in Ehren vor den Nachbarn. Jawohl, dann bist du wieder der Schloffer Uli von früher. Sofort wurde der Gedanke zum Entschluß.

Rasch trat er einige Schritte vor und schrie den Feuerwehrmännern zu: „Schafft das Springtuch her und nasse Leinwand! Schnell, schnell ... Ich hole die Mutter!“ wandte er sich zum jammernden Buben und nahm den Strahlenblick aus seinen jungen dankenden Augen in sich. Wie ein mächtiger Turm mit goldener Kuppel stand jetzt Schloffer Uli in seinem roten Bart und Haar im Feuerchein der rasenden Flammen. Man umdrängte ihn und warnte ihn vor dem tollkühnen Wagnis. Die Mutter müsse sicher draußen sein und wenn nicht, dann sei jetzt keine Rettung mehr möglich. Das Feuer lecke schon an den Fensterposten und der Rauch schwele dick aus den hohlen Fensteraugen. Außerdem wüte das Feuer in den untern Stockwerken. Das Haus könne in sich zusammenstürzen, wann es wolle. Ob er denn ganz verrückt geworden sei!

Doch der Schloffer Uli grinste nur mit abwesendem Blick, und die ihn umringenden Leute zurückschiebend, schritt er hastigen Schrittes dem Hause zu. Drei, vier nasse Leintücher schlang er um sich. „Vorwärts mit der Leiter!“ schrie er hierauf und half sie selber an das Haus stellen. Dann stieg er hastig, wie ein Zwanzigjähriger, die Sprossen empor und verschwand im nächsten Augenblick im raucherfüllten Fensterrahmen. Ein unheimliches Murren ging erst von Mund zu Mund; dann wurde es auf einmal ganz still, atemraubend still. Nur das Knistern des brennenden Holzes, nur das Krachen der fallenden Dachziegel, das Prasseln des aufschlagenden Wassers erfüllte die Luft. Aller Augen waren starr auf das graue Fenster gerichtet, aus dem auch schon vereinzelt Flammenschwerter blinkerten. Nur drei oder vier Minuten dauerte es, bis Schloffer Uli mit einer weißen Gestalt auf den Armen am Fenster erschien, aber allen waren sie wie eine Ewigkeit erschienen. Schon ging ein erlösendes Aufatmen durch die staunende

Menge; er schwang sich ja mit einem Bein auf die leicht angebrannte Fensterbrüstung. Schon raunte es von Mund zu Mund: Der Schlosser Uli ist doch einer! Was der gewagt, hätte sich kein anderer getraut, nicht für eine Million!

Da taumelte er plötzlich; die weiße Gestalt entfiel seinen Armen, ein einziger Aufschrei des Entsetzens gellte über die Gasse und pflanzte sich zitternd weiter und weiter. Die Frau, die ohnmächtige Mutter des Knaben, fiel auf das Springtuch und war gerettet, dagegen Schlosser Uli mußte vom Rauch betäubt plötzlich die Sinne verloren haben und in die brennende Stube zurückgefallen sein; er war nicht mehr zu sehen.

Wenige Minuten nachher stürzte das vom Feuer unterfressene Haus wie ein mächtiger Scheiterhaufen zusammen.

Wie eigens zu einem Fest entzündet sandte die Sonne am folgenden Tage ihre Strahlenfahnen über die verwüstete Gasse. Erst gegen Morgen, als ihm der ungeheure Durst durch gewaltige Wassermassen gestillt worden, ebte das Feuer ab und fiel in sich. Jetzt grollte es noch dumpf gegen seine Bezwinger und spie stinkenden Rauch, wie der Drache im Märchen.

Sobald es nur irgendwie angängig war, suchten die angegeschwärtzten Feuerwehrlente nach dem Schlosser Uli. Und sie fanden ihn am Fenster auf den Knien liegend, die Stirne gegen die Mauer gepreßt, die Hände halb verkohlt in den schwarzen Fensterrahmen verkrallt. Ein wenig über ihm, an die Stirnwand gelehnt, stützte die noch fast ganz gebliebene Rückwand des Zimmers, die gleichzeitig den Toten vor dem Verbrennen geschützt hatte. Als man ihn aus seiner Lage befreite und in den schwarzen Bretterjarg legte, zeigte sein Gesicht keinerlei Verzerrungen. Im Gegenteil, aus den Fältchen neben den zugefallenen Augendeckeln und aus den fest zusammengepreßten Lippen, dessen Linien durch den Bart und Schnauz verwischt worden, war schier ein Lächeln herauszulesen — ein Lächeln, das etwa sagen mochte: Geld, ihr Leute, ihr habt mich lebendig tot machen wollen, nun bin ich euch zuvorgekommen! Nun stehe ich in höherem Schutz! Bis dorthin reichen eure giftigen Pfeile nicht!

Wenn früher die Jugend von einem Fest nach Bern zurückkehrte, feuerte Thuner Militär aus zwei Kanonen fünfundzwanzig Schüsse über die Aare. Wenn dann der brummige Schall in den Lauben und Gassen widerhallte, daß die Ladenscheiben klirrten, blieben die Leute stehen und sagten zueinander: Jetzt sind sie da! Es war ein Ereignis, wenn die jungen Berner vom Fest zurückkehrten. Gerade so ein Ereignis, nur mit traurigem Einschlag, bildete diesen Morgen die Todesnachricht des Schlosser Uli aus der Speichergasse. Von Mund zu Mund lief es stadtauf und stadtab: Der Schlosser Uli ist tot! Und die Nachricht legte jedem einen Schleierschatten der Traurigkeit über das Herz. Denn gekannt hatten sie ihn alle, reich und arm, groß und niedrig. Jetzt konnten die Leute auf einmal nicht genug Rühmendes von ihm erzählen: Mehr als eine arme Frau hinter den Speichern und an der Schütte weine jetzt im Gaden die Augen halb blind, weil sie den stillen Wohltäter verloren. Wer hätte aber auch hinter dem finstern Brummler ein so weiches Herz vermutet? Sein Leben für andere zu wagen sei zwar schon immer seine Sache gewesen. Man brauche sich nur an die Geschichte mit dem Stier zu erinnern, der dem Stall entsprungen und auf eine Schar spielender Kinder zugerannt. Damals habe jeder gesucht, seine Haut so schnell wie möglich in Sicherheit zu bringen. Nur der Schlosser Uli nicht. Mit einem lumpigen Sack bewehrt, habe der dem Vieh entgegengewartet, es dann blühschnell und mit gewaltiger Kraft an den Hörnern gepackt und nach einigem Hin und Her zum Stehen gebracht. Es sei gar nicht auszudenken, was er damit für ein Unglück verhütet... Von seinem Verhältnis zu Nina in der Italienerschenke sprach kein Mensch ein Wort. Es wäre auch keinem anzuraten gewesen, deswegen jetzt den Mund aufzumachen. Der Schmied Uhler aus dem Sternengäßchen, der ihm bei Lebzeiten den letzten Schlämperling angehängt, war

auf einmal wieder sein bester Freund und hätte jeden windelweich geprügelt, der dem toten Schlosser Uli ein krummes Wort nachgeredet.

Nun lag der Schlosser Uli schon zwei Tage zwischen Hügel und Blumen in seiner Wohnstube, ein dickes Gebetbuch zwischen den kloßigen Fäusten. Das hatte ihm das zurückgekehrte Meieli zwischen die steifen Finger gepreßt, damit Gott ihrem Meister die Sünden ablasse und verzeihe, da er doch ganz unvorbereitet vor ihm habe erscheinen müssen.

Am zweiten Abend lief es zwei oder drei Besorgungen nach für den morgigen Beerdigungstag. Meieli mußte in der Eile übersehen haben, die Haustüre hinter sich abzuschließen; denn als es zurückkehrte, stand sie sperrangelweit offen, und aus den Fenstern des ersten Stockes, aus dem Totenzimmer, stieg ein dumpfer Gesang zu ihm hernieder. „Es wird ein chärendes Läuferlein sein,“ dachte das übelhörende Meieli und stieg mit hochklopfendem Herzen und mit schlotternden Beinen die finstere Treppe empor. Es schloß die Türe auf, sah zwei Sekunden bloß mit weit aufgerissenen Augen geradeaus und tat einen einzigen erlöschenden Seufzer. Aus seinem Marktkörblein kugelten polternd und rollend zwei Brote die Treppe hinunter; es selber aber tauerte auf einmal wie ein zusammengefallener Strohsack am Türpfosten.

Bei seinem Fortgehen hatte es die Totenstube im Finstern gelassen. Jetzt brannten zu Häupten des Sarges zwei in leere Flaschenhälse gesteckte Wachskerzen. Ein Nachtfalter umgaukelte die Lichter, und seine Flügel warfen zitternde Schatten auf das Gesicht des Toten. Ein Duffwind strich weich und lind durch die offenen Fenster ins Zimmer. Nun knisterte der Blumenhügel; es rauschten die Blätter der Kränze, die geschichtet am Boden lagen, und jetzt — jetzt hob sich aus ihnen langsam, langsam eine dunkle Weibsgestalt mit langem, offenem Blondhaar und mit dunkeln, nachtschwarzen Augen im leinenweißen Gesicht. Es war Nina, die hochverwundert das öffnende Meieli anstarrte. Wie geheimnisvolle Irrlichter flackerten ihre Augen, und das liebe Gesicht verzerrte ein Lächeln des Wahnsinns; eine unsäglich traurige Stimme stieß halb singende,



Forstdienst im Hochgebirge Abb. 1.
Säen in einem Pflanzgarten des Gebirges.

halb sprechende Worte aus: „Ich will neben ihm schlafen! Voglio ... dormire ... accanto a lui!“

Als ihr Onkel im Türrahmen erschien, um sie zu sich in die Barockschänke zurückzuholen, fuhr ihr ein Feuer ins Blut. Einen Augenblick lang zog sie den Kopf zwischen die Schultern, wie eine Gefahr witternde Pantherfähe im Käfig tun mag, und machte zwei scheue Schritte rückwärts. Aber dann sprang sie auf, reckte und bog in bacchantischer Lust den geschmeidigen Körper, schüttelte die Haare aus dem Nacken und lachte wild:

„Nein ... Ich will vor ihm tanzen! Tanzen, bis er wieder erwacht! Voglio ballare davanti a lui ... ballare, finché si risveglierà!“

Am Tage darnach trugen die Feuerwehrleute den toten Schlosser Uli in den Gottesacker am rauschenden Waldrand. Nina kam in ein Sanatorium, aus dem sie erst nach langen Monaten zu neuem Leben erwachte. Ihr Onkel fuhr hierauf mit ihr über das große Wasser, um sie endlich wieder ihren Eltern zuzuführen.

In stiller Nacht

Die blaue Nacht hat ihre Flügel
Wie weiche Schleier ausgespannt
Und über Wälder, Strom und Hügel
Als süßen Trost den Schlaf gesandt.

Wie ferne Harfen geht ein Tönen
Zartfliegend über Berg und Flur,
Und wo du horchst, ist leises Stöhnen
Und seliges Traumgemurmel nur.

Ringsum bis in die fernsten Fernen
Schwingt sich des Erdballs dumpfe Ruh,
Und ihr strömt von den ewigen Sternen
Die Harmonie der Sphären zu.

Und alles, was das Herz beklommen
Im Schreckenssturm der großen Zeit —
Für Stunden ist's hinweggenommen
Und schlummert in Vergessenheit.

Joh. Jakob Ehrat, Cornigliano Vig.

Forstdienst im Hochgebirge.

Mit drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Nachdem eine rationelle und umsichtige Forstwirtschaft im schweizerischen Flachlande, wo das Holz — das Hauptprodukt des Waldes — schon längst einen hohen Wert repräsentiert, seit geraumer Zeit Eingang gefunden, sind es nun auch die Bewohner der Gebirgsgegenden, die immer mehr zur Einsicht gelangen, daß der Wald ein wertvolles Nationalvermögen darstellt und deshalb erhalten und richtig bewirtschaftet zu werden verdient. In dieser Hinsicht hat das neue eidgenössische Forstgesetz vom Jahre 1908 bereits gute Erfolge gezeitigt, wenn ja auch noch sehr vieles zu leisten sein wird, insbesondere auf dem Gebiete der Vermarktung, der Betriebs-einrichtung, der rationellen Waldwirtschaft überhaupt und namentlich der intensiven Beförderung.

Im speziellen soll hauptsächlich die Gebirgsbevölkerung im Forstmann nicht nur einen „Waldvogel“ wittern und ihm den ohnedies vielseitigen und oft anstrengenden Dienst erschweren, sondern ihm im Gegenteil mit mehr Vertrauen entgegenkommen, handelt er doch zu allerletzt in seinem

persönlichen Interesse, vielmehr unter dem Gesichtspunkte des Gesamtinteresses.

Auch soll vom Walde nicht nur verlangt werden, daß er immerfort Ernte liefere; wo geerntet werden will, muß auch gefät werden, und wo eine Saat erfolgreich gedeihen soll, muß diese auch gepflegt werden. Das heißt also, der Wald und im besondern der Gebirgswald erfordert, wo die Durchführung natürlicher Verjüngung absolut verunmöglicht ist, die Ausführung von Kulturen mit den für die betreffenden Gegenden passenden Holzarten, deren Heranzucht wiederum in eigens zu schaffenden und zu pflegenden Pflanzgärten geschieht. Sind die Kulturarbeiten erfolgt, so hat auf ehemaligen Alpweiden oder sonst graswüchsigem Boden gewöhnlich die Kulturfäuberung eingzugreifen, um die jungen Waldpflanzen gegen den über Winter sich bildenden Grasfilz zu schützen (vgl. Abb. 1).

Aber außer diesen spezifisch waldbaulichen Maßnahmen müssen solche in schülerischer Beziehung oftmals zur Anwendung gelangen. Stark wasserhaltende Partien sind zu entwässern, um eine Aufforstung zu ermöglichen, Lawenzüge und Einzugsgebiete von Wildbächen müssen zum Schutze anliegender und entfernterer Gegenden verbaut werden, und es leistet der Bund an solche Arbeiten, wie an die Aufforstungen im Schutzwaldgebiete Subventionen von fünfzig bis achtzig Prozent der veranschlagten Kosten, da andernfalls die Möglichkeit einer Ausführung sehr oft in Frage gestellt oder gänzlich verunmöglicht würde.

Wenn dann der Wald in das Stadium der Nutzungsmöglichkeit tritt, hat der Forstmann in erster Linie für richtige Abfuhrgelegenheit des Holzes zu sorgen, z. B. durch Anlage von Waldwegen, Drahtseilriesen u. Auch hieran leistet der Bund einen Beitrag bis zu zwanzig Prozent. Oftmals gestaltet sich allerdings der Wegebau im Gebirge sehr mühsam und schwierig (vgl. Abb. 2); aber auch hier gilt die Losung: „Wo ein Wille, da ist auch ein Weg!“



Forstdienst im Hochgebirge Abb. 2. Wegbau in der Gemeinde Unter-Tschappina.